

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 29

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Schweizerische in Wort und Bild

Nr. 29
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
21. Juli
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Gedichte von Eug. A. Zeugin.

Sorgloses Herz.

Der Morgen graut und Blitze zucken.
Wie himmlische Posaunen schallen Donner.
Und durch die Lüfte
Rauscht es rings auf Meilen
Wie von Engelscharen
Und von tausend Pfeilen.

Erschrocken lauscht die Erde.
Die Rosen halten tief bekommene
Ihren süßen Odem an.
Die Bäume harren still. Die Weiden bangen
Und lassen zitternd
Ihre Zweige niederhangen.

Ein kleines Herz, reich wie ein Sonnenquell,
Ein graues Vöglein nur, vom Lenze trunken
Und von erster Liebe,
Das jubilieret ohne Sorgen
Goldhell
In den Gewittermorgen! . . .

Verklärter Morgen.

Der kühle Morgen war so klar,
Auf Wies' und Wald lag Silberlicht,
Das Frührot spann dir Gold ins Haar,
Verklärte dir dein Angesicht! . . .

Dann legte Morgensonne warm
Von Gold ins Zimmer dir ein Band . . .
Noch lagst du, Engel, mir im Arm,
Als ganz in Gold dein Zimmer stand!

Vor Tag.

Der Tag schickt seine goldenen Pfeile
Hinein ins Grau der Nacht mit Wucht,
Und über eine kleine Weile
Liegt Frührot auf des Sees Bucht . . .

Hörst du im Wald das süße Geigen
Und ferner Glocken stillen Schlag? . . .
Nun will ich betend selig schweigen
Zum Gruß dem Licht und neuen Tag!

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

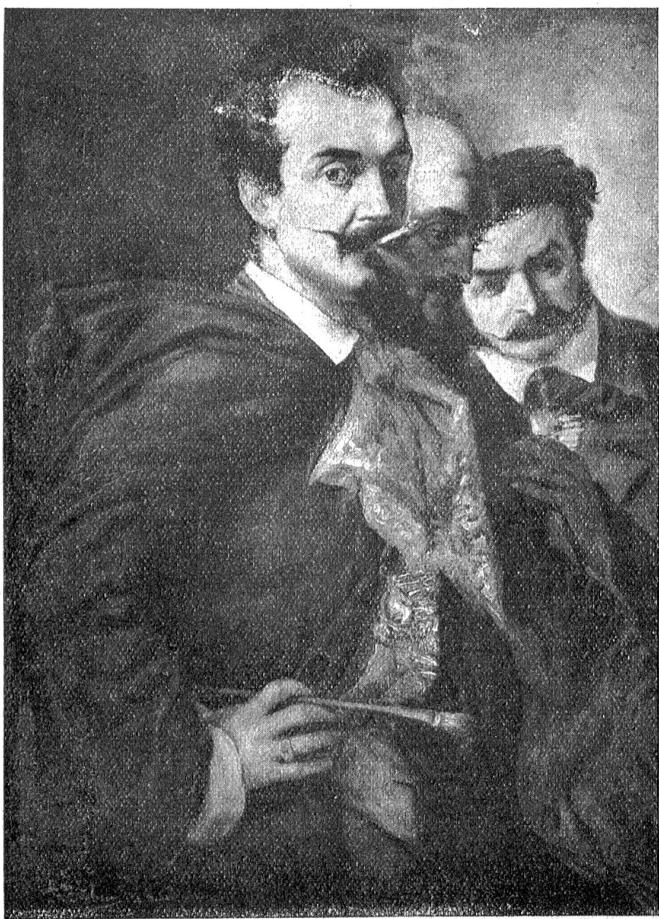
(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 29

Als ich sechzehn Jahre alt war, ließ mich mein Vater eines Morgens auf sein Zimmer rufen. Die Mutter saß feierlich auf dem Sofa, der Vater auf seinem großen Lehnsessel, ich sollte zwischen ihnen ebenfalls auf dem Sofa Platz nehmen. Das war unerhört und noch nie geschehen. Deutlich fühlte ich, daß irgend etwas Wichtiges vorgekommen sein müsse.

„Es hat mein lieber Freund, der Ratsherr Henzi, dir die Ehre erwiesen, dich zu seiner Frau zu begehrten. Er ist 45 Jahre alt, reich, aus altbürgerlicher Familie, hat ein Gut, und ist ein Ehrenmann. Hast du etwas dazu zu bemerken?“ Der Ausdruck meiner Augen muß so heredit ge- wesen sein, daß mein Vater, der nach der Sitte der Zeit

sich als alleinigen Herrn über meine Hand betrachtete, dennoch stutzig wurde. Ich sagte nichts. Gleich einer Flut stürzten Angst und Abwehr über mich. Der beste Einwand war mein Kindergesicht.

„Ich sehe“, sagte mein Vater, den ich durch kein Wort zu Widerspruch gereizt, „daß du in der Tat, wie ich schon zu meinem lieben Freund bemerkte, noch allzu sehr Kind bist. Ich übernehme die Verantwortung nicht für dich und werde dem Ratsherrn mitteilen, daß er sich eine vernünftigere und weniger kindische Frau suchen möge.“ Ich versuchte dem Vater zu danken, aber er ging mit wuchtigen Schritten aus dem Zimmer. Die Mutter entließ mich mit einer Handbewegung.



Frank Bucher-Ausstellung in der Kunsthalle Bern: „Los tres amigos.“

Von dem Tage an hing es wie eine drohende Wolke über mir. Jede Stunde, jeder Tag konnte mich aus dem Elternhaus, in dem ich meine leibliche Nahrung reichlich empfing, dennoch seelisch nur vegetierte, in dem ich geschützt und dennoch vogelfrei war, und wo ich scheinbar frei, in Wahrheit als eine Leibeigene herum ging, in das eines Gatten stoßen, in dem sich wiederholen würde, was hier geschehen. Ich begann darüber nachzudenken, wer Eltern das Recht gab, Kinder zu verheiraten? Ich hatte in einem Geschichtswerk gelesen, daß Ende des 17. Jahrhunderts die Söhne sich nicht ohne den Willen des Vaters verheiraten durften. Ich merkte, daß zurzeit es auch die Töchter noch nicht durften. Doch hießt ich mich an das bestehende Gesetz. Es ist offenbar so, sagte ich mir, und muß so sein. Unwillkürlich flogen meine Gedanken zu den alten Römern, die ihre Kinder noch verkauften, zu den Bauern und Hörigen unserer Zeit. Man konnte also wirklich jemand angehören? Kinder gehörten also wirklich ihren Eltern. Eltern dürfen also wirklich über ihre Kinder verfügen, legte ich mir die unerhörte Gewaltigkeit zurecht. Da ist offenbar nichts zu ändern. Ich schaute mich um, und sah Freundinnen als Bräute unser Haus betreten, hörte, daß sie ihre Verlobten kaum kannten, ich hörte Väter für ihre Kinder Heiratspläne machen, und Mütter sich einander ihre Söhne und Töchter anpreisen. Ob all dem wuchs mein bewehrter Wille, mein innerstes Ich, und wurde stark. Immer kräftiger wehrten sich meine Gefühle gegen diese Vergewaltigungen, und ich begann mich darüber zu äußern. Freilich nicht beim Vater.

Wer hätte das gewagt? Aber bei Vatern und Basen, vielleicht bei deren Müttern, wenn ich Vertrauen genug zu ihnen hatte, ihnen Freiheit des Denkens zuzutrauen. Aber alle entsetzten sich über mich. Es gab allerdings Beispiele ruchloser Selbstständigkeit in den befreundeten und verwandten Familien, sogar Beispiele von Ausgestoßenen, von Verleugneten. Räudige Schafe beider Geschlechter, die jenseits des Wassers, in fernen Ländern lebten, oder in Klöstern, oder ausländischen Städten. Andere waren dageblieben und galten als Demagogen, als Freigeister, Atheisten, und verkehrten nicht mit ihren Familien.

Man bedeutete mir, daß, wo man Gott liebe, man ihm die Wege der Jugend zu lenken überlässe. Wie denn die Eltern immer wußten, was das Beste für ihre Kinder sei? wollte ich wissen, und wie Gott das ihnen mitteile? Diese Frage machte die Runde durch die ganze Familie, und ich galt von dem Tage an als eine revolutionäre, nahezu verbrecherische junge Person.

Da lernte ich einen Mann kennen, den ich auf den ersten Blick liebte. Seine hohe Stirne, sein fester, feiner und wohlgezeichneter Mund und seine Hände schienen mir Bürge seines Wesens und Geistes zu sein. Er war an unsere Universität berufen worden, war ein Ausländer, ein Katholik, und hatte das Unglück, eine wertvolle Mutter, aber keinen Vater zu haben. Wenige ganz freie Männer meiner Vaterstadt verstanden ihre Frauen dazu zu bewegen, daß sie den Gezeichneten — ja, es galt wirklich in meiner frühen Jugend ein Mann ohne heraldisch beglaubigten Vater für einen Gezeichneten — aufnahmen. Wer ihn aber aufgenommen, blieb ihm treu, ihn und sich ehrend. Ein enthusiastisches Gefühl zeichnete ihn aus, ein Geist, der kritisch an alles Neue, mehr noch an alles Alte herantrat, eine Intelligenz, die sich bereits bewährt hatte, und ein Herz, das sich durch nichts und niemand beirren ließ, wo es seiner Sache sicher war. Seine Liebe zu mir, an die ich fest glaubte, hielt er auch vor mir geheim, um mich den unausbleiblichen Kämpfen mit meiner Familie nicht auszusetzen. Ich war es, die Wolfgang Rörner meine Liebe als Geschenk anbot, stolz, daß ich so Wertvolles zu geben hatte, unwissend darüber, daß ich damit gegen jede Sitte verstieß, unbekümmert, als ich es erfuhr, denn der Mann, den ich liebte, war großherzig und seiner Zeit voran. Er ehrte mich um meines Mutes willen.

Es kamen nun die furchtbarsten Monate meines Lebens. Natürlich war auch unser Haus dem Fremden verschlossen geblieben. Als er kam, um seinen Antrittsbesuch bei uns zu machen, wurde die Türe deutlich hinter ihm zugeschlagen, und sein Besuch nur offiziell, von meinem Vater allein, erwidert. Als unsere Liebe stark genug geworden war, und wir uns entschlossen hatten, um ihretwillen Leiden auf uns zu nehmen, kam er wieder, um meinen Vater um meine Hand zu bitten, und um seine Einwilligung zu unserer Heirat.

Er wußte, wessen er sich aussezte, wußte es aber trotzdem nur halb. Aus meinem gemessenen Vater, der sich jeder raschen Bewegung enthielt, um seine Würde zu wahren, wurde ein brutaler und jähzorniger Mann. Lautes Geschrei, Drohungen, Luftschläge mit dem spanischen Rohr und fliegende Rockschöße begleiteten meinen Geliebten bis auf

die Straße, wo die Fenster aufflogen, die Haustüren sich öffneten und neugierige Gesichter atemlos dem Schauspiel entgegen sahen. Das Tor des Patrizierhauses der Schwendt schloß sich für immer dem Namenlosen — der Name seiner Mutter war kein Name — dessen Stirne mit Schweiß bedeckt war, und der sich dennoch so in der Gewalt hatte, daß kein Schmähwort über seine Lippen gekommen.

Hätte er gewußt, daß der Ratsherr Schwendt seine wuchtige Hand in den Zöpfen seiner jungen Tochter verflochten hatte, und mit demselben Stock, mit dem er den Freier bedroht, sie wieder und wieder in barbarischer Weise schlug, er wäre wohl umgekehrt, und hätte sie im Angesicht der ganzen Gasse aus dem Hause ihres Vaters geführt.

Als ich wieder zu mir kam, kniete meine Mutter neben mir und wusch mir das Gesicht, nachdem sie tatenlos und nur die Hände ringend meiner Mißhandlung zugesehen. Ich raffte mich auf und ging auf mein Zimmer. Sobald ich mich regen konnte, suchte ich meine Kleider zusammen, und machte ein Bündel daraus, nahm mein Geld und die wertvollen Schmuckstücke, die meine Großmutter mir neben einem kleinen Vermögen vermacht, packte eine Truhe voll Wäsche, stellte alles in die Mitte des Zimmers, schrieb ein paar Worte, daß ich die Sachen abholen lassen würde, und ging aus dem Hause. Raum vermochte ich die Straße zu erreichen, die ich suchte. Unten in der Stadt, in einem schmalen Haus, das zu dem Stadtteil gehörte, der von dem blauen Fluß umarmt wurde, wohnte die Magd, die meine Großmutter bis zu ihrem Tode bei sich gehabt, und der sie ein ansehnliches Leibgeding hinterlassen. Sie liebte mich, und ich hat sie, bei ihr bleiben zu dürfen, da ich nicht mehr in das Haus meines Vaters zurückkehren würde. Sie besann sich einen Augenblick. „Böses hast du nichts getan?“ fragte sie mich. „Nein, aber ich werde Böses tun“, sagte ich. Sie sah mich wieder mit einem scharfen Blick an. „So wirst du dafür verantwortlich sein, nicht ich“, sagte sie und führte mich in das kleine Nebenzimmer, wo der Großmutter Bett, ihre Stühle und Tische standen. „Dem Andenken der Frau Bürgermeister“, sagte sie knixend. „Und dir, Ulrike, zu Liebe.“ Ich fiel ihr um den Hals, küßte sie und weinte sehr. „Du, du, du... und mein Vater...“ „Denke jetzt nicht an ihn. Komm, trink und is.“ — Ich aß und trank und wurde ruhiger. Und seither mag zu mir kommen wer will, ich setze ihm in seinen Nötzen zu essen und zu trinken vor, denn mich hat damals das schwarze Brot und die weiße Milch erquict und hat mir Mut gemacht und meine Tränen getrocknet.

Es kam wie es mußte. Schwer genug, schwer, schwer genug. Mein Vater ließ mich nicht zurückholen, wie ich fürchtete. Doch ließ er mich ohne Mittel. Mit dem letzten Rest meines ersparten Geldes bin ich in die Fremde gegangen, als Erzieherin. Ich traf es gut. Ein vornehmes

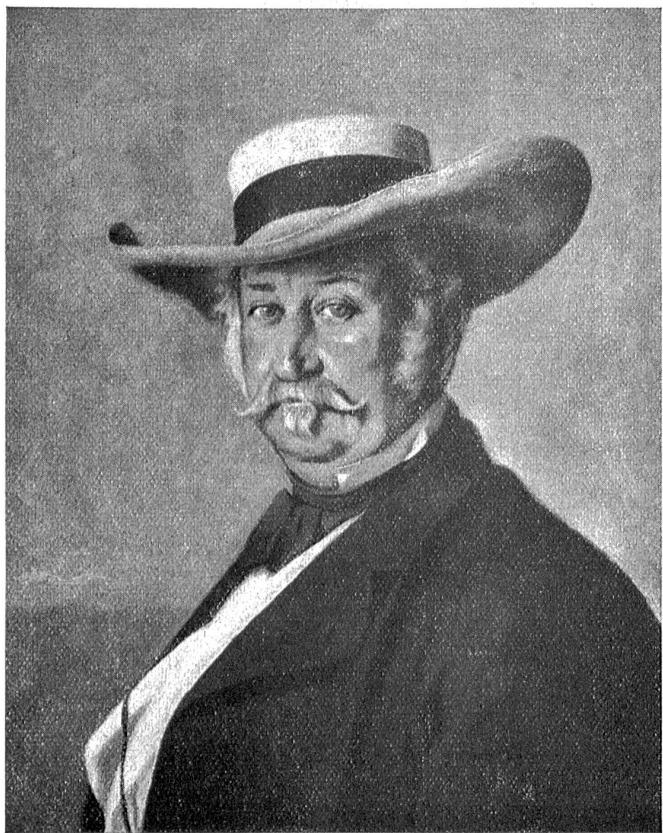


Frank Buchser-Ausstellung in der Kunsthalle Bern: „Leonore im Bade“.

englisches Haus nahm mich auf. Mein Verlobter sparte und erarbeitete sich in meiner Vaterstadt so viel als ihm möglich war. Endlich genug, um, wie wir meinten, zu zweien leben zu können. Als wir dies Ziel erreicht zu haben glaubten, schrieb Wolfgang noch einmal an meinen Vater und bat ihn flehentlich und demütig um seine Einwilligung zu unserer Heirat. Der Vater verweigerte sie, zu meinem Besten, wie er schrieb. Wir haben die Mutter, die Geschwister, die Verwandten um ihre Vermittlung gebeten, die Paten und Freunde, aber sie haben uns alle im Stich gelassen. Da bin ich trotz allem zurück in meine Heimatstadt gefahren und habe mit meinem Geliebten Hochzeit gefeiert. Es war niemand bei dem kleinen Mahl zugegen, als einer der Professoren, der so viel Leid in seinem Leben erfahren hatte, daß er nicht dazu beitragen möchte, es andern zuzufügen. Vor ihm gaben wir uns die Hände und nannten uns Mann und Frau. Und blieben es.“ — — —

Ulrike schlug ihre Hände vor das Gesicht. Die weißen Locken, die ihr zu beiden Seiten der Wangen herabfielen, bedeckten ihre Hände. Noch in der Erinnerung an jene Zeit erschauerte sie. Nahel regte sich nicht. Sie kam sich so klein und unwert vor dieser alten Frau gegenüber, daß sie sich selbst vergaß. Mit keiner Frage störte sie die Ergriffene, mit keiner Bewegung verscheuchte sie die Vergangenheit, die an der Wende höchsten Glücks und grausamster Verfolgung stand. Endlich lehnte Ulrike sich wieder in ihren roten Stuhl zurück und erzählte weiter:

„Ich kann nicht behaupten, daß das, was man Glück nennt, uns je gelächelt hätte. Wir begegneten ihm selten auf unseren Wegen. Mein Geliebter kam täglich zu mir, denn zusammenzuleben war unmöglich, gegen die Gesetze verstörend. Eng und sehr bescheiden lebte ich. Selten, bei nahe nie durften wir uns eine kleine Reise, eine Berstreitung, ein gegenseitiges Geschenk erlauben. Wir saßen beisammen wie zwei vom Sturm bedrängte Vögel. Aber was war das für ein Zusammenleben! Tieffes Verständnis für die Eigenart des andern, gegenseitige Unregung, An-



Frank Buchser-Ausstellung in der Kunsthalle Bern: Porträt des Generals Sutter.

spornen zur Arbeit und notwendiger Entwicklung, Freude aneinander, starke unveränderbare Liebe, die durch das, was wir um sie zu leiden hatten, langsam sich zu klarem und unverwundbarem Kristall umformte, den nichts angreifen und trüben konnte. Nie wankten wir. Nie wünschten wir uns zu trennen, denn wir waren frei. Wir scheuten uns, auch nur leise an die Selbständigkeit des andern zu rühren. Jedes war ein Ganzes für sich, und dennoch jedes des andern Ergänzung. Darum kamen wir täglich mit Freude neu zusammen.

Unser Leben nach außen hätte eine Hölle sein können, wenn wir uns ihm gebeugt hätten. Das Elternhaus war uns verschlossen. So stark war aber mein Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Meinen, daß ich mir dieser Tatsache nie ohne Schmerz bewußt wurde. So stark war die eingewurzelte Liebe zu meinen Eltern, mochte sie auch mißhandelt, verachtet, verschüttet worden sein, daß ich nur mit Mühe die Tränen zurückhielt, gedachte ich ihrer. Meine Geschwister trafen mich nach meinem Bund mit Wolfgang Körner öfters auf der Straße. Wir blieben unwillkürlich stehen, sahen uns schmerzvoll an — und gingen weiter. Sie hatten den Mut nicht, gegen des Vaters Gebot mich zu begrüßen, und ich wollte sie nicht seinem Zorn aussehen. Die Verwandten mieden mich. Sie sahen mir nach, wenn sie mir auf der Straße begegneten, und krausten die Stirne oder rümpften unwillkürlich die Nase, als wäre ich aussäsig. Die Bekannten sahen mir höhnisch nach, mit Abscheu im Gesicht, denn ich war eine Verfemte geworden und auf dieselbe Stufe gestellt wie die Dirnen der Stadt. O Rahel, Rahel, niemand weiß, was ich auszustehen hatte, denn wenn auch mein Denken und mein unverbrüchlicher fester Wille vollkommen davon

überzeugt waren, daß mein Standpunkt der richtige sei, so wurde mein Gefühl dennoch immer und immer aufs neue verwundet, die alte Wunde stets wieder aufgerissen. Ich setzte mich über all das mißachtende Gebaren hinweg, ich hatte wenig Achtung für die Blinden, die zwischen einem Schicksal und gewöhnlichem Leichtsinn nicht zu unterscheiden vermochten, und litt doch so unter dem allem, daß mir oft war, als gehe ich über Dornen und Disteln, wenn ich die Blicke der Vorübergehenden spürte. Es ist leicht, mit Heldenmut zu beginnen, aber schwer, lange ein Held zu bleiben.

Ungefähr nach vier Jahren erhielt ich plötzlich durch Vermittlung eines verwandten Notars des Vaters Einwilligung zu meiner Heirat mit Wolfgang Körner. Das Alexernis, das seine Tochter gebe, die Gefahr, daß sogar die Polizei sich in das mißliche Verhältnis mischen könnte, bewogen den Ratsherrn Schwendt, entgegen seiner Überzeugung, dennoch sein Wort zurückzunehmen und seine Zustimmung zu dem unseligen Bündnis zu geben. Der Herr Ratsherr mache aber seiner Tochter und den Körner darauf aufmerksam, daß sie außer dem ihr demnächst zufallenden großmütterlichen Vermächtnis nichts zu erwarten habe. So lautete der Bescheid, den der Notar mir übermittelte. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Bald wurden wir getraut, aber für uns änderte sich nicht viel, wir blieben die Gemiedenen. Nun, wir waren stark genug geworden, es zu ertragen. Langsam wurde ich fest, unabhängig. Mein Mann war mir eine niemals wankende Stütze. Wir arbeiteten zusammen, er führte mich in seine Studien ein. Wir lernten zusammen Spanisch, denn er wollte um alter Archive willen nach Spanien für einige Zeit. Einer oder der andere der alten Freunde suchten uns auf — keine Frau betrat je meine Wohnung.

Da starb mein Vater. Ich wurde zu meinem großen Erstaunen zu seiner Testamentseröffnung gerufen, und erfuhr, daß mir wider alles Erwarten der auf mich fallende Kindesteil voll ausbezahlt werden würde. Ach, hätte mein Vater mir mit seinem Geld das größere geschenkt, hätte er mir nur um eines Fingers Breite Verständnis entgegengebracht, wie unsäglich dankbar wäre ich ihm gewesen, und wie hätte ich alles Schmerzliche vergessen, und sein Andenken in Ehren halten wollen, lag es doch an seinen ererbten Anschauungen, in der Zeit, wie er sich mir gegenüber verhalten. Aber daß er mir keinen Gruß von seinem Sterbebette aus, kein Zeichen gesandt, daß er nie nach mir verlangt, das habe ich ihm nicht verziehen.

Neuerlich wandte sich nun unser Schicksal, denn mein Vater mußte sehr reich gewesen sein. Dies Haus „Zum blauen Vogel“ wurde mein Eigentum, und genug Geld, um nach unserer einfachen Weise ruhig und sorglos zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Frank Buchser.

(Zur Ausstellung in der Kunsthalle Bern.)

„Franz war eine flotte Erscheinung, ein glänzender Gesellschafter, ein guter Reiter und Fechter, wie sein Bruder sagte: das Idealbild eines Caballero, der auf das zarte Geschlecht eine verführende Anziehungskraft ausübte.“ So steht Buchser vor uns in seinem Selbstporträt mit zwei Freunden (*Los tres amigos*), das im Jahre 1853 in Spanien entstanden ist. Temperament und starker Eigenwillie sind Buchsers leitende Seelenkräfte gewesen. Dazu gesellte sich aber auch hohe Intelligenz und ein fester Wille zu ge-